

Den im Juni dieses Jahres verstorbenen Autor Gerhard Meier porträtierte die Fotografin 1989 in Niederbipp.

BILDER ISOLDE OHLBAUM, AUS DEM BESPROCHENEN BAND

## Isolde Ohlbaums Dichterbilder

Ein einziges Mal ist sie in diesem Band selbst zu sehen, im Spiegelbild mit dem Dichter Thomas Brasch, und auch da verdeckt von ihrem Arbeitsgerät (Bild unten). Isolde Ohlbaum hat sich auf Schriftstellerfotos spezialisiert und diese Sparte zu einer eigenen Kunstform gemacht. Wer sich auf Messen, bei Preisverleihungen oder beim Wettlesen

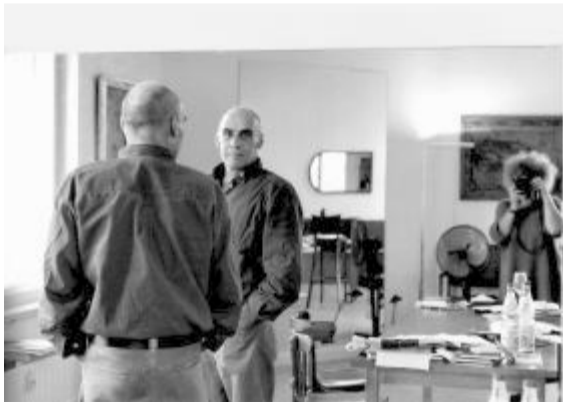
in Klagenfurt aufhält, ist ihr schon über den Weg gelaufen, dieser emsigen, unauffälligen kleinen Person mit dem Wuschelkopf, die Herrmann Lenz einmal mit einer schwirrenden Libelle verglichen hat.

Ab und zu packt sie ihre Beute und schleppt sie an einen geeigneten Ort, platziert sie in die richtige Umgebung, und dann entsteht, durch ihre Kunst und die «Gunst des Augenblicks» (so Cees Nooteboom im Vorwort), eine jener Aufnahmen, die für uns die Gestalt des Autors definitiv fixieren. Dies ist er (oder sie), denken wir beim Anblick der 357 Schriftsteller von Achternbusch bis Zuckmayer, die der Verleger Lothar Schirmer aus dem Archiv von Isolde Ohlbaum ausgesucht und in einem grossartigen Band

versammelt hat. Es fehlt kaum einer jener Namen, die in den letzten Jahrzehnten die literarische Diskussion beherrschten, in Deutschland, in der Schweiz und international. Das Bild, das wir von fast allen diesen Autoren haben, stammt von Isolde Ohlbaum, und nicht etwa nur, weil es uns auf Klappentexten oder Verlagsvorschaue immer wieder begegnet. Diese Fotos suggerieren, dass man das Äussere durchdringt und bis zum Wesen der Person vorstösst, in diesem Falle also: ihrer Schöpferkraft. Wie sie das macht – übrigens fast ohne Attribute oder Inszenierung, allein dadurch, dass sie ihr Objekt einfach hinstellt –, bleibt ihr Geheimnis. Der Literaturfreund wird jedenfalls diesen Bildband voraussichtlich häufiger zur Hand nehmen als manchen geliebten Roman.

Martin Ebel

*Isolde Ohlbaum: Bilder des literarischen Lebens. Fotografien aus vier Jahrzehnten. Schirmer/Mosel, München. 360 S., ca. 115 Fr. Limitierte Vorzugsausgabe mit einer Originalfotografie 298 Euro.*



Thomas Brasch und seine Porträtistin. Berlin, 2000.

## Nuancenreiches Porträt eines antifaschistischen Autors

Jorge Semprún hat Franziska Augstein über Jahre immer wieder Interviews gewährt. Jetzt legt sie eine hochklassige Studie über den spanischen Autor vor.

Von Bruno Schoch

Es ist mutig, über Jorge Semprún ein Buch zu schreiben. Der berühmte Schriftsteller und antifaschistische Aktivist hat über sein politisches Leben viel publiziert. Seine Drehbücher und Romane tragen autobiografische Züge. Er kokettiert gern, sein Leben übertrumpfte alle Romanhandlungen, die er erfindet.

Franziska Augstein liess sich davon nicht entmutigen. Als sie Jorge Semprún 2000 kennenlernte, hatte sie das meiste von ihm gelesen. Doch schien ihr längst nicht alles gesagt. Angezogen vom Charisma Semprúns, dem die Herzen seit je zuflogen, wollte sie wissen, warum er sich nie unterkriegen liess. Fünf Jahre lang hat sie sich mit ihm immer wieder getroffen und zahlreiche Gespräche geführt und aufgezeichnet. Sie hat sogar die Lieblingsbücher aus seiner Gymnasialzeit im Original gelesen, um ihn zu ergründen und um ihr Französisch für diese Gespräche zu verbessern.

**Böse Schweizer Stiefmutter**

Semprún stammt aus einer der vornehmsten Familien Spaniens. Als er acht war, starb seine geliebte Mutter. Die Kinder kamen nun unter das Regiment von Fräulein Litschi, einer strengen Gouvernante aus der Schweiz. Der Vater liess sie

gewähren, dann heiratete er sie. Für die Kinder glich sie der bösen Stiefmutter aus dem Märchen. Der Vater, konservativ und literarisch gebildet, weshalb seine Söhne untereinander Deutsch sprechen mussten, war überzeugter Republikaner. Als die Faschisten im Sommer 1936 Spanien teilten, floh die Familie aus dem baskischen Ferienort nach Frankreich. Das Exil begann. Semprún war 13 – zu jung, wie er bedauert, um im Bürgerkrieg kämpfen zu können.

Nach Francos Triumph beschloss Jorge im Pariser Gymnasium, die Niederlage zu meistern, indem er akzentfrei Französisch lernte. Er wollte als Individuum wahrgenommen werden, nicht als Flüchtling. Um seine Herkunft als etwas Kostbares zu bewahren, verbarg er sie. Romane von Nizan und Malraux haben seine Vorstellungen von männlichem Heroismus und sein konventionelles Frauenbild geprägt. Die Lektüre von Georg Lukács führte ihn zu Marx und Lenin. Als die Wehrmacht Paris besetzte, war Semprún 17. Er schloss sich einer frühen Résistancegruppe an und trat in eine Familie ein, deren Zuhause in allen Ländern denselben Namen trug: in die kommunistische Partei.

**Brüderlichkeit im KZ Buchenwald**

Seine Mutter hatte ihrem Liebbling mitgegeben, er werde Schriftsteller. Seit je ist Literatur für ihn das Medium seiner Weltwahrnehmung. Als er Eisenbahnzüge zum Entgleisen brachte, verwandelte er sich in eine Figur aus Malraux' «Hoffnung». Die Gruppe flog auf, Semprún wurde verhaftet, gefoltert und im Januar 1944 nach Buchenwald deportiert. Er überlebte das KZ dank des geheimen kommunistischen Lagerkomitees. In der Arbeitsstatistik hatte er Manipulationen vorzunehmen, so dass

Genossen gerettet und andere auf lebensgefährliche Aussenkommandos geschickt wurden. Seine Schlafpritsche teilte er mit einem spanischen Genossen, der im Bürgerkrieg gekämpft hatte. Semprún bewunderte ihn und war froh, zur Muttersprache zurückzufinden. Das mag sein verblüffendes Urteil mit erklären: «Die Idee der Brüderlichkeit: Sie kam von der Lektüre. Ihre Wirklichkeit: Das war Buchenwald.»

Nach der Befreiung versuchte Semprún, über das KZ zu schreiben. Es gelang ihm nicht. Erst 1980 schrieb er «Was für ein schöner Sonntag». Von den Lagern wollte auch niemand etwas wissen, weder sein Vater noch seine erste Ehefrau haben ihn je danach gefragt. Im Nachkriegsparis lebte Semprún von Übersetzungen für die Unesco. Er gehörte zur Zelle 722 der KPF, in der sich traf, was in Saint-Germain-des-Prés einen intellektuellen Namen hatte. Während sich die Welt in Freiheit und Sozialismus spaltete, stürzte sich Semprún in den antifaschistischen Kampf. Neun Jahre lang agierte er als Federico Sánchez gegen das Franco-Regime und wurde der meistgesuchte Spanier. In dieser Untergrundarbeit erlebte er abermals kommunistische Brüderlichkeit. Da Semprún anderen das Gefühl zu geben vermog, ganz besonders geschätzt zu sein, waren sie bereit, Risiken auf sich zu nehmen. Er bewegte sich in der Klandestinität mit Geschick und ist noch heute stolz darauf, dass kein Genosse nach einem Treffen mit ihm verhaftet wurde. In Spanien war er ein glücklicher Mensch, schreibt die Autorin.

Zusammen mit Fernando Claudin hat er sich 1963 mit dem KP-Chef Santiago Carrillo überworfen, der sich der Reform der Partei widersetzte und sich erst später zum Eurokommunisten mausern sollte. Carrillo zog Semprún aus Spanien ab, 1964

## «Das ist wirklich Theater!», schwärmt Kostja – und wir mit ihm

So reich, so arm, so wunderschön war Anton Tschechows Klassiker «Die Möwe» kaum je zu sehen.

Regisseur Jürgen Gosch, in Zürich bestens bekannt, hat seiner Krankheit getrotzt.

Von Peter Müller, Berlin

So gespannt war keine Premiere in dieser Saison erwartet worden. Nach seinem grandiosen Zürcher Schiffbau-Finale mit «Hier und Jetzt» von Roland Schimmelpfennig sagte Jürgen Gosch alle Verpflichtungen ab. Er musste ins Spital, schwer krebserkrank. Noch an diesem Wochenende gab die Deutsche Oper in Berlin bekannt, aus gesundheitlichen Gründen könne Gosch die für den kommenden Frühling geplante Neuinszenierung von «Carmen» nicht machen. Aber die «Möwe» hat er jetzt zum Fliegen gebracht. Und wie.

Nur zeitweilig konnte der Regisseur in der Berliner Volksbühne proben. Und der vierte Akt soll noch am Premierentag geübt worden sein. Kein Zweifel, Gosch wollte diesen Tschechow unbedingt zu Ende bringen. Nicht nur, weil er für den Russen ein Gespür hat wie kein zweiter hierzulande. «Die Möwe» ist zudem ein Theaterstück auch über das Theater, über die Lächerlichkeit dieser Kunst und ihre Grösse, über ihre Vergänglichkeit und ihre einzigartigen, unvergesslichen Momente.

**Die heimliche Hauptfigur**

Das Theater ist überall im Stück. Nicht einkriegen über ihre Erfolge kann sich die Schauspielerin Arkadina, die Corinna Harfouch als moderne Diva spielt, cool, energisch, jederzeit zum (echten? gespielten?) Gefühlsausbruch bereit. Und Schamrajew, Bernd Stempels baumlanger, glatzköpfiger Gutsverwalter, nervt seine Mitwelt mit uralten Theateranekdoten.

Die jungen Leute glauben noch an die Reinheit der Kunst. Jungautor Kostja will das Theater von allen Konventionen befreien, die seine Mutter Arkadina so erfolgreich pflegt. Jirka Zett, das Blondhaar wild zerzaust, spielt von Anfang an einen Verzweifelten. In der Liebe zum Theater meint er sich mit Nina gefunden zu haben. Kathleen Morgeneyer ist die heimliche Hauptfigur von Goschs Inszenierung. Schmal, spitz, ein hässliches junges Entlein, mit Gefühlen, die Steine erweichen müssten. Und dann wieder, glühend im langen Blondhaar, fast schön. Wie diese Nina Kostjas Erstling vor der gelangweilten, faszinierten, belustigten Gutsellschaft spielt, so schauderhaft schlecht und doch mit so unbedingter Kraft – nie hat man die berühmte Szene stärker gesehen.

«Das ist wirklich Theater!», schwärmt Kostja, und wir schwärmen mit ihm. Auch diesmal hat Gosch auf allen Zierat verzichtet. Theater pur. Man spielt und zeigt es. Als Kostüm genügen ein Kopftuch oder eine Brille. Eine dunkle Wand ist das Bühnenbild (Johannes Schütz). Die Schauspieler sitzen vor ihr, wer einen Auftritt hat, steht auf, die andern schauen zu. Ganz einfach und wunderbar kompliziert.

**«Spielen wir weiter»**

Der Zuschauer lässt sich mitziehen vom Spiel, das bald ruhig dahinfliesst, bald heftig anschwillt, sich zu Ausbrüchen steigert, Schreiduellen, lautem Chaos, und dann lautlos stockt, abschwillt und von neuem in Gang kommt. Leichthin, tänzerisch, komisch. Man lacht viel, über Christian Grashofs pensionierten Beamten Sorin, der zu leben verpasst hat und nun tatterig nach der verweinten Nina grapscht; über den russische Schlager trällernden Arzt (Peter Pangel), der das Leben hinter sich hat, die Künstler beneidet und nur noch Baldrian verschreibt.

«Wie nervös hier alle sind. Und so voll Liebe!», diagnostiziert der Doktor. Der fette Lehrer (Christoph Franken) etwa, der Schokolade in sich hineinstopft, während ihm die Tränen übers Gesicht laufen; Mascha, seine Frau, die ihn hasst und schlägt und das Wort «Leiden» schaurig dehnen kann; auch Polina (Simone von Zglinicki), die winzige Frau des baumlangen Gutsverwalters, deren Mesalliance schon physisch unübersehbar ist. Wir lachen über sie alle und leiden zugleich mit ihnen. «Das ist ja die Hölle!», stöhnt Sorin, der pensionierte Beamte im Rollstuhl. Und er hat Recht.

Nicht eine der Figuren gibt Gosch der Karikatur preis. Noch wo sie am jämmerlichsten sind, behalten sie einen Rest Würde. Auf den Knien fleht Arkadina ihren jüngeren Liebhaber an, den flatterhaften Schriftsteller Trigorin (Alexander Khuon), sie nicht zu verlassen. Kurz darauf wiederholt sich die Farce mit vertauschten Rollen. Nun bittet Trigorin, keuchend vor Wollust.

«Spielen wir weiter», sagt die Schauspielerin Arkadina, dem Tod zum Trotz, dem scheinbaren des alten Sorin und dem realen des jungen Kostja. «Spielen wir weiter» – der Satz könnte das Motto von Goschs Inszenierung sein. Ganz unsentimental ist sie, und doch scheut sie den Griff ans Herz nicht. Am Ende erstarrt alles, bis die Schauspieler so einfach abgehen, wie sie gekommen sind. Ihr Spiel lebt weiter. In unserer Erinnerung wie im Glatzkopf des Gutsverwalters. Grossen, langen Beifall gab es dafür. Und Gosch verneigte sich, schmal und ernst, mitten in seinem grossartigen Ensemble.

www.volksbuehne-berlin.de

## US-Kinohits: Jim Carrey vor Will Smith

New York. – Jim Carreys Komödie «Yes Man» fuhr am letzten Adventswochenende 18,2 Mio. Dollar ein und steht damit an der Spitze der US-Kinohits. Das Drama «Seven Pounds» mit Will Smith und Rosario Dawson besetzt mit 16 Mio. Dollar den zweiten Platz. (SDA)

## Prinz klagt gegen Ausstellung in Versailles

Paris. – Bei den Besuchern des Prunkschlosses von Versailles ist die Ausstellung des «Königs des Kitsch», Jeff Koons, ein heiss diskutierter Renner. Für den französischen «Prinzen» Charles-Emmanuel de Bourbon-Parma ist sie sogar rechtswidrig. Die farbenprächtigen Skulpturen des amerikanischen Künstlers seien eine «Profanierung seiner Ahnen» und «Werbung für einen Pornostar» dazu. Er habe beim Verwaltungsgericht von Versailles eine einstweilige Verfügung beantragt, teile der Nachfahre des Sonnenkönigs Ludwig XIV. mit. Die Ausstellung müsse sofort enden. (SDA)

KORREKT

## Richtige Namen

In der gestrigen Ausgabe unterließen uns zwei Fehler, für die wir uns entschuldigen: Die Autorin des Beitrages über Max Bill heisst nicht Karin, sondern Katharina Altemeier, und auf der Fotografie zur gelobten «Emilia Galotti»-Inszenierung ist Yohanna Schwertfeger zu sehen und nicht Cathérine Seifert. (TA)

*Franziska Augstein: Von Treue und Verrat. Jorge Semprún und sein Jahrhundert. Beck, München 2008. 381 S., ca. 46 Fr.*